Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und

Kunst

**Band:** 3 (1913)

Heft: 14

Artikel: Das liebe Mariechen

Autor: Wenger, Lisa

**DOI:** https://doi.org/10.5169/seals-635176

### Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

#### Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

**Download PDF:** 03.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Nr. 14 · 1913

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst mit "Berner Wochenchronik"

Gebruckt und verlegt von der Buchdruckerei Jules Werder, Spitalgasse 24, Bern

5. April

## Der Jungbauer.

Don Alfred fjuggenberger.

Der Schlehdorn blüht am Waldessaum, Ich geh' und steh' in halbem Traum. Im Apfelbaum, schon früh vor Tag, bört' ich des Sinken Jubelschlag: "Sink=derli=zi=zi=zi — Weißt du, die blauen Berge!"

Mein Acker liegt im Sonnenschein, Sein Gruß ist treu, sein Odem rein. Ich geh' und steh' in halbem Traum, Der Schlehdorn blüht am Waldessaum! "Sink-derli-zi-zi-zi-zi!" Darf ich mein Antliz heben?

Die blauen Berge seh ich gern, Sie sind so hoch, sie steh'n so fern! Doch weiter noch mein Wünschen sliegt: Ob nicht mein blück dahinter liegt? "Sink-derli-zi-zi-zi-zi! Dein blück, das läßt dich grüßen . . ."

### Das liebe Mariechen.

Erzählung von Lisa Wenger, Delsberg.

I.

Mitten auf dem runden Rücken eines bewaldeten Hügels stand ein altes Klösterlein, das sich vor kurzem gehäutet hatte und nun mit den vielen Blumen im Fenster und den beiden Dleanderbäumen vor dem Hause dastand wie eine Braut, bereit, Liebe zu verschwenden und entgegenzunehmen, stolz und demütig zugleich ob ihres zukünstigen Reichtums.

Das Kloster war in eine Rettungsanstalt für gefallene protestantische Mädchen umgewandelt worden. In schwarzen, steisen Buchstaben stand über der Türe geschrieben: Mariens heim, darunter in kleineren: Joh. 8, 11.

Auf der Schwelle wartete Schwester Anna, erfüllt von der Liebe, die den Schöpfer dieser Worte beseelte, und sah, die Augen beschattend, scharf auf den Weg, der in das Tal hinuntersührte. Ihr weißes Häubchen, ihre große Schürze und ihr gutes, gehorsames Gesicht glänzten vor Sauberkeit. Der Ausdruck des ganzen Antliges spiegelte Pflichtgesühl und Freundlichkeit, und troß den etwas groben Jügen war es angenehm. Schlangenklugheit aber, als schier unerläßliche

Beigabe für jemand, der unangefochten den Spaziergang durch das Leben unternehmen möchte, fehlte.

Erwartungsvoll sah die Gute den Weg entlang, der vom Klösterlein — so wurde es in der Umgegend immer noch genannt — durch eine lachende Blumenwiese einem Wäldchen zusührte, durch das die Erwarteten kommen sollten. Sie setzte sich auf die grüne Bank, die neben dem Eingang stand, und sing an zu stricken.

Schwester Anna, die Hülfsschwester, das Küchenmädchen und auch die Gönnerinnen der Anstalt betrachteten es als ein erfreuliches Zeichen, daß die erste, die zwischen den Oleandersbäumen hindurch einziehen sollte, Maria hieß und also den verheißungsvollen Namen des rettenden Hauses trug.

Es war lange darüber verhandelt worden, welchen Namen man wählen wollte. Die Frau Baronin hatte Magdaslenenheim vorgeschlagen. Sie meinte, es sei für ein Aspl für gefallene Mädchen der richtige Name. Aber die Frau Doktor Meerheim hatte darauf aufmerksam gemacht, daß den Insassen des Hauses dieser Name wie eine Etikette ankleben würde.

Sie bat daher um den freundlichen, zugleich hoffnungsvollen und verzeihenden Namen: Marienheim. Er wurde auch nach einem zuerst energischen, glücklicherweise aber kurzen Widerstand der höchsten Gönnerin des Hauses genehmigt und von der Frau Pfarrer Zimmerlin, der dritten Patronin, freudig begrüßt.

Es war gut, daß die Damen nicht darüber unterrichtet waren, daß Marie nur zur Sälfte so hieß, wie sie in dem Anmeldungsschreiben genannt wurde. Ihr ganzer Rame war Rose-Marie, der französischen Mutter zu Ehren oder eigentlich zu Ehren eines Romans, den die Welsche gelesen, als sie in Rose-Maries Vater verliebt war und in die Familie Strehl= meier eintrat. Ungern genug, lachend und spottend hatte sie sich den goldenen Reif an den Finger stecken lassen, eigentlich nur aus Uebermut und Neugierde, um auch einmal zu er= fahren, wie sich die Liebe in der Ehe ausnahm. Lange brauchte fie nicht, um herauszufinden, daß das Familienleben nicht allen Naturen dieselbe Befriedigung gewähre. Sie betrachtete ihre Laufbahn als Chefrau als abgeschlossen und begab sich auf weitere Forschungsreisen, ihr Töchterlein Rose-Marie dem Gatten laffend, der bald darauf an irgend einer bürgerlichen Krankheit starb und das Kind seinem Bruder, dem Onkel Strehlmeier empfahl. Diefer, dem die liederliche Mutter von jeher ein Dorn im Auge gewesen, schnitt den Ramen der Kleinen in zwei Stücke und legte die eine Salfte zu dem Korallenhalsbändchen, den weißen Schühchen, dem Spigenkleid und bem rosafarbenen, flatterigen Häubchen in eine große Schachtel und nannte das Mädchen in erzieherischer Absicht nur noch kurz und streng: Marie. Die Kleine hatte zuerst mit dem Fuß gestampft und nach der farbigen und frühlingverheißen= ben Hälfte ihres Namens geschrieen, nannte sich später auch nie anders als Rose-Marie, in dem sichern Gefühl, daß die paar Buchstaben wie ein bengalisches Feuer ihre reizende Berson verklärten und in allen Farben schimmern ließen. Jest, nachdem das Mädchen die blutige Schande über die Familie gebracht, wurde ihr sogar noch der ehrliche Rest ihres Namens unterschlagen. Man nannte sie nicht mehr anders als "sie". Der Onkel zeigte dabei verächtlich mit dem Daumen über die Schulter, in den paar Tagen, die der Entdeckung von Maries Betragen, dem Strafgericht, das der Onkel schweren und empörten Herzens persönlich vollzogen, und der Anmeldung Maries als Pflegling des neu gegründeten Beims folgten.

Schwester Anna war nahe daran, des Wartens müde zu werden. Sie hatte schon dreiunddreißigmal an dem Strumpf herumgestrickt, als die beiden Wanderer endlich am Waldrand erschienen.

Der Onkel trug den Rock über dem Arm. Auf seinem breiten roten Gesicht standen die Schweißtropfen und rollten von Zeit zu Zeit über die fleischigen Wangen auf das weiße wollene Hemb hinunter. Auf seiner Stirne, die sich nach den Schläfen zu in rötlichem Haar verlor, krümmten sich wulftige, versteinerte Runzeln, die vor des Bruders unüberlegter Heirat, vor der Schwägerin Flucht und der Nichte Benehmen nur als leichte Linien darauf gelegen hatten.

Marie ging mit gesenkten Augen hinter ihm und sieß das Mäuschen hängen. Sie trug einen viel zu weiten und zu langen Regenmantel über der grellroten Bluse, die der Onkel nicht leiden konnte. Die Tante hatte ihr den Mantel geliehen, der am besten den seichtfertigen Tand deckte. Marie

hatte sich bemütig gefügt. Sie trug ben einen Zipfel beim Steigen in der Hand, der andere schleifte auf der Erde.

Schwester Anna ging den Ankommenden saft klopsenden Herzens entgegen. Freundlich bot sie dem Herrn Strehlsmeier die Hand und umfing dann Marie mit weit geöffneten Armen: "Gott segne deinen Eingang, Kind!" Tränen traten ihr in die Augen. In dieser einen begrüßte sie ja ihr zuskünstiges Lebenswerk. Ihr inneres Auge sah einen ganzen Reigen Geretteter sie umschweben und ihr, sich zart verneigend und nach oben weisend, danken.

Marie ging bescheiben hinter der Schwester. Sie trug jetzt beibe Mantelzipsel in der Hand und folgte der Voransgehenden zwischen den Oleanderbäumen hindurch, die ihre blumenreichen glühenden Zweige an die beiden Säulen auß Sandstein schmiegten, die den Eingang bildeten und einen kleinen Balkon trugen. Lautloß folgte sie der Schwester durch einen weiten, kühlen und klaren Flur eine Treppe hinauf, die von einem kleinen, runden Fenster erhellt wurde. Das Fenster hatte einen Sprung, doch hatte ihn das kunstserige Küchenmädchen mit einem schwarzen Kleeblatt auß Papier verklebt.

Oben an der Treppe stand in einer Nische das Gipsbildnis des guten Hirten mit langen Haaren und einem sehr weiten Mantel. Marie dachte bei sich, daß der gute Hirte in einem solchen Gewand niemals seinen Schasen habe nachspringen können, und ließ, den Gedanken weiter ausspinnend, ihre Augen auf Gesicht und Gestalt der Schwester Anna ruhen. Es brachte sie zum Lachen, aber nur so lange, dis sie aus dem Halbdunkel der Treppe in den hellen obern Flur traten.

Schwester Anna führte Marie in einen Raum mit fünf Betten. Es hingen ein paar Bibelverse an den Wänden, und vor den Betten standen Stühle. Auf dem einen lag ein dunkelblaues Leinenkleid, über der Lehne ein kleiner, weißer Kragen.

"So, Kind, nun zieh dich um und warte hier auf mich; ich werde inzwischen mit deinem Onkel reden," sagte sie. Dann trat sie einen Schritt näher. Sie nahm Maries Hände. "Bist du dir auch deiner Sünde ganz bewußt, mein armes Kind? Bist du bereit, auf dem guten Wege zu wandeln?"

"Ja," sagte Marie leise und bestimmt.

"Gottlob," bachte Schwester Anna und saltcte die Hände über denen des Mädchens. Dann sprach sie ein Gebet. Marie sagte ihr die Worte nach, neigte den Kopf ein wenig auf die Seite und schloß die Augen sast ganz. Schwester Anna sah auch das, und ihr Herz hüpste dankbar in ihrer Brust.

"Später kommen die Gönnerinnen der Anstalt," sagte sie, "und werden dich begrüßen. Ihnen verdankst du es, daß du hier sein darfst!"

Maries Gesicht drückte soviel Chrsurcht, Demut und Dankbarkeit aus, als die Leiterin des Marienheims billig erwarten durfte.

Noch ermahnte sie Marie, sich mit dem Unkleiden zu beeilen, da der Kaffee warte, dann eilte sie hinunter, wo der Onkel in einem kleinen Zimmer ihrer harrte. Es enthielt nichts, das auf Kunst oder andern Leichtsinn der Bewohnerin hingedeutet hätte. Herr Strehlmeier hatte sich von dem heißen Gang erholt und saß im Rock auf dem schwarzen Ledersofa.

"Liebe Schwester Anna, das Mädchen ist mit äußerster Strenge zu behandeln; sie hat sich schwere Vergehen zu Schulden kommen lassen. Uebertretungen gegen das sechste, das siebente und das fünfte Gebot. Erwarten Sie nichts Gutes von ihr! Lassen Sie ihr nicht die kleinste Freiheit, sie würde sie misbrauchen!"

"Aber, Herr Strehlmeier," rief die gute Schwester, "Sie find in Ihrer gerechten Empörung doch wohl zu streng! Mir scheint Marie zu den besten Hoffnungen Anlaß zu geben. Sie sieht ihre Sünde ein, sie bereut sie."

"So," sagte ber Onkel und hob die Brille mit zwei Fingern in die Höhe. "So, so?"

"Sie ift erfreulicherweise auf dem Wege zur Buße," suhr eifrig die Schwester fort. "Sie steht am Kreuzweg, und wir wollen ihr helsen, den rechten Weg zu gehen."

"Das schon, das gewiß, liebe Schwester. Aber bedenken Sie: Das Blut ihrer Mutter, das ist mächtig in ihr und möchte, als ein bewehrter Riese, der Schwachen Herr werden!"

Strehlmeier heftete die Augen auf ein Aftloch im Fuß= boden, das ihn störte, und seufzte.

"Ist nicht mit Gottes Hülse der David des Goliath Meister geworden," rief voll Eiser Schwester Anna. Der Onkel schwenzte sich.

"Eine harte Züchtigung hat sie sich auf sich selbst besinnen lassen," sagte er. "Ein einfaches Leben, wie es ihr hier zuteil werden wird, soll sie im Streben nach dem Guten bestärken."

Er nahm Abschied von der Schwester, trot allen Bitten, nicht ohne einen würzigen Kaffee den Heimweg antreten zu wollen.

Inzwischen hatte sich Marie des Mantels der Tante ent= ledigt und ihn aufs Bett geschleudert. Darauf rieß sie sich die übrigen Rleider vom Leibe und spazierte im Hemd in der großen Stube herum. Das hemd war mit einer breiten Spitze eingefaßt und hatte rosaseidene Achselbänder. Marie suchte schnuppernd nach einem Spiegel, fand aber keinen. Sie stellte sich daher vor eine offene Fensterscheibe und lachte dem Ropf über dem Rosaband zu, machte ein verschmittes Gesicht und fuhr sich mit einer komischen und Verachtung außdrückenden Bewegung über die Nase. Dann holte sie sich das hemd vom Stuhle; es verhielt sich zu dem ihrigen wie ein Rochbuch gegen einen Band lprischer Gedichte. Sie zog nun bas eine an und ließ bas andere fallen, bas sich so zart um ihre Füße schmiegte wie weiße und rosafarbene Blumen um eine zum Leben erwachte Statue. Mit dem Fuß schleuberte fie das feine Gewebe unter das Bett, nahm die groben Strümpfe, den schmucklosen Unterrock und zog zulett bas Leinenkleid an, das wie ein Handtuch um sie herum hing. Dann trat sie wieder an das Fenster und streckte sich selbst die Zunge heraus. Sie stand vollständig fertig da, als die Schwester erschien, um sie herunterzuholen.

"Noch die Haare, liebes Mariechen, noch die Haare,"

bat die Gute, ängstlich auf den halb echten und halb unechten Haarwulst zeigend, der Maries Haupt doppelt so groß
erscheinen ließ, als es wirklich war. "Solch krauses Gewirr
sind die Fäden, in denen der Teusel sich fängt!" Sie begann des Zöglings Haar mit einer großen Bürste scharf zu
bearbeiten, daß sich bald auch das waghalsigste Härlein unter
dem glatten Scheitel verkroch und für alle Zeiten sein Gelüste nach einem mutwilligen Tänzchen ausgab. Glatt lag
das schwarze Haar um Ohren und Stirne. Als eine gebändigte Schlange lag es zusammengeringelt am Hinterkopf.

Unter dem Bett zog die Schwefter ein paar schwere genagelte Schuhe hervor. Marie schlüpfte hinein und trampelte, äußerlich und innnerlich ein neuer Mensch, hinter der Schwefter her ins Eßzimmer hinunter, wo an einem langen, leeren Tisch mit einem geblümten Wachstuch der Kaffee eingenommen wurde.

Schlag fünf Uhr fuhr ein Wagen vor. Schwefter Annas Gesicht nahm sogleich den Ausdruck an, den die Ankunft dieser hohen Gönnerin bedingte.

"Barte, bis ich dich ruse!" sagte sie zu Marie, um eine Mote strenger, als sie sonst zu ihr gesprochen. Dann eilte sie hinunter, den Ankommenden entgegen. Die Frau Baronin brachte gewöhnlich auch die junge Frau des Hofarztes mit. Frau Psarrer Zimmerlein dagegen mußte stets zu Fuß gehen, woran sie sich in ihrer wahrhaften Bescheidenheit und Harmslosigkeit nie stieß.

Die beiden Damen betraten den Betsaal, in dem auch Feste und Konferenzen abgehalten werden sollten. Die Baronin wehte hinein wie eine Pappel, lang und dünn, alles lispelte und rascheste an ihr von angeborener Magerkeit, Spihen und Scide. Sie stand vor ihrem sechsundsechzigsten Geburtstag. Sie war Präsidentin einer jeden Sache, der sie sich annahm, liebte den Widerspruch nur dann, wenn sie selbst es war, die ihn handhabte, und befand sich in ehrlicher Unstenntnis über die Beschaffenheit ihrer Wohltätigkeit, die groß, kühl und steif war und nur in eine einzige Form paßte.

Frau Doktor Meerheim sah wie ein Kind zu der hohen Freundin auf — Freundin nicht im gewöhnlichen bürgerlichen Sinn genommen — und verehrte fie blind. Aus einer reichen, frommen und abgerundeten Familie entlassen, ging sie an der Hand ihres ausgezeichneten Mannes wie in einem Blumengarten durch das Leben. Ihr Herz klopfte ängstlich, wenn sie von den Verlorenen hörte, die hinter dem Gebüsch hin= und herhuschten und jenseits des Stromes, der sie von ihnen trennte, ihr Besen trieben. Daß gerade sie zur Patronin des Marienheims gewählt wurde, hatte Doktor Meerheim ein herzliches Lachen abgenötigt, um dessentwillen er seine Frau um Verzeihung zu bitten hatte; benn sie nahm ihre neue Würde ernft. Er hatte sich, um ihr mit Rat und Tat beistehen zu können, ebenfalls in den Borftand aufnehmen laffen. (Fortsetzung folgt.)

# Die Lötschbergbahn.

I. Dorgeschichte.

In kurzer Frist wird zur vollendeten Tatsache geworden sein, was vor sechzig Jahren schon wie ein schöner Traum den bernischen Staatsmännern als Ziel ihrer jungen Eisenbahnpolitik vorschwebte, und was in unseren Tagen die stolze

Genugtung nicht bloß einiger wackerer Männer, sondern des ganzen Bernervolkes überhaupt geworden ist für langjährige opferreiche Bemühungen. Durch die ganze Länge unseres großen Kantons, von seinem Nordtor an, durch die weißen